

Berliner Familien-Zeitung

Liebe und Kreuzwörterzel ROMAN VON PAUL VAN DER HURK

[12. Fortsetzung] (Schlußwort verboten.)

Und dann der große Nausch mit Cécile Merrens, der Schaupielerrin. Die Begegnung bei den Proben seines Stücks — das war auch schon wieder fünf Jahre her — die Premiere, die Feier — der Heimweg — das erstemal bei ihr — dieses Zimmer — der Schreibtisch mit all den Photos, die vielen Bücher ringsum an der Wand, die Bilder, die Skulpten — der große Divan, die Kissen, die Puppen — die dämmerige Lampe — und die Cécile, so sprühend, so geistreich, so glücklich, so jung — jung!

Es war ein Nausch — von Tagen, Wochen, umschloß . . .
Und dann eines Nachts dieser furchtbare Nausch — um nichts, aus Keime, aus unberechtigter Eifersucht.

War das seine Cécile? Als ob eine Mücke fiel von ihrem Gesicht. So viel Gemeinheit, Nachsicht, Haß und Bosheit in einem Bild. Die tiefen Falten auf einmal, die weisse Haut und diese furchtbare, freisprechende Stimme: „Wer bist du denn? Ein Nausch, ein Nausch — ich könnte deine Mutter sein, ich, Cécile Merrens. Du, sieh mich an, daß du weißt, wen du liebst!“ Er sah diese gräßlich verzerrte Gesicht — er hörte noch einmal das kalte, zynische Lachen — den Hund, den sie trat, und der aussähe wie ein geprügeltes Kind — und wieder die eine Tür ins Schloß, und wieder . . .

Und dann — warum sitzen ihm alle diese Dinge ein — die Cécinne Vera Vera, die eine Dame sein konnte, wenn sie nützte, und mit ihm allein — mit den wunderbar schmalen und weissen Händen, womit sie durch seine Haare streichen konnte, wie früher nur seine Mutter — die ihren Schmal verstreute für Kuden und Wein, um ihn zu bewirnen? — und die einmal sagte: „Weißt du, Kiefer, daß ich dich gefunden habe, ich das größte Glück. Nie war ich so glücklich wie jetzt, da ich dich habe.“ — Und sie glaubte in diesem Augenblick bestimmt eigenen Worten.

Zis eines Abends — er sah noch die Szenen deutlich vor seinen Augen — bis sie eines Abends sagte: „Ich möchte mal wieder groß aussehen; ich habe ein Kiebel von der Wüste, das heißt du nicht gefahren.“

Es war ein Silberstückenfest, das um ihren schönen Körper lag wie angeblasen. Nie war sie so schön gewesen wie an diesem Abend. — Darum gingen sie gerade in die Bar, wo der Jazz-Sänger und Stimmungsmacher sie kannte aus Baden-Baden, wo ein Keller sie sah und sie flüsternd sagte: „Wo Herzständer und sonstige Leute sie mit Haß begrüßen und die Kapelle einen Aufschießer für die gefesselte Cécinne? Wo die endlich mitten auf dem Parkett stand, befaßt mit und bejaubelt von einer großen, halb betrunkenen Menge? — Da fand sie und küßte sich wie eine Königin — und tauchte mit einemmal wieder unter in die Almsphäre von Schmutz und überstimmtem Stumpfsinn. — Er ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen, und fuhr in den Klub, wo er seit Wochen nicht mehr gewesen war, und traf einen Kognak, um den schlechten Geschmack von der Zunge zu spülen. — Und doch hatte er auch Vera Vera geliebt, vielleicht nur wegen ihrer schönen Hände, und doch geistert um ihren pünktlichen Nausch.

Und wie viele andere nach ihr. Und jetzt wieder Grace. Und nun fing er an, über Grace nachzudenken und mit Achtsicht alle ihre Fehler aufzuzählen. Sie war doch eigentlich dumm. — Nein, sie war jung und wußte noch nicht alles, doch war sie nicht dumm — sie war oberflächlich und spielerisch — nein, nein, sie war noch ein Kind, ein wunderbares, unbetriebenes Kind, und je mehr er über sie nachdachte, desto schöner, entscheidender und lieber fand er sie.

Aber sie hatte nicht geantwortet und vielleicht war sie längst schon abgereist.

Er sagte den Plan, am nächsten Morgen nach Monte Carlo zu fahren, um wenigstens sein Glück im Spiel zu versuchen, und endlich seinen Zissen zu und er schlief ein.

Grace schlief schon lange. Als sie das Telegramm bekommen hatte, war sie schon halb entschlafen gewesen, zu antworten, aber die Capete ihres Zimmers hatte ein Blumenmuster. Und nun begann sie, an den Blumen abzulesen: Ja, nein, ja, nein — — — — — Und als sie alle Blumen abgelesen hatte, wußte sie nicht mehr genau, wo sie angangen. Das machte sie zweimal, und beide Male war es nein. Inzwischen war es zwölf Uhr geworden, und dann telefonierte sie doch, aber Johnny war gerade weggegangen. Sie wollte es am nächsten Morgen noch einmal versuchen, sie war jetzt neugierig, sie wollte unbedingt wissen, wer die schwarze Frau sei. — So schlief sie ein und war schon wieder ganz verfallen.

Aber Jean Ducour schlief nicht. Maurice Duval liest, er war in Europa, und Herr Schmidt hatte ihn vor zwei Tagen im Zuge gesehen.

Dieser Mann war ihr Schicksal. Vor sieben Jahren hatte sie ihn kennengelernt. Damals wohnte sie noch in Paris im Quartier latin. Ihre Mutter war schon lange tot, ihr Vater war im Krieg gefallen. Sie hatte das Gymnasium besucht und

studierte nun mit einem Stipendium und dem kleinen Zuschuß eines Onkels. Es war ein hartes Leben. Sie hatte ein kleines Zimmer im obersten Stock, mageren Huh und Brot und morgens bis abends. Sie studierte Jurisprudenz und Philosophie, sie hatte einen eifrigen Willen, hohe Ideale und weitgehende Ziele, und ihre Professoren bewunderten ihre Intelligenz und ihren Fleiß.

Sie hatte sich ferngehalten von den vielen Vergnügungen ihrer geselligen Heimatsstadt, sie lebte einsam und nur ihren Studien.

Bis sie an einem Sonntag die Luft bekam, einmal in einem der kleinen, aber ausgezeichneten Lokale in der Nähe des Boulevard des Italiens zu sitzen. Und dann setzte sich — alle Tische waren besetzt — ein Herr an ihren Tisch, und das war Maurice Duval.

Sie hatten sich unterhalten, zuerst über Literatur, dann über Politik und soziale Fragen, sie hatten Kaffee getrunken, vor einem der Boulevarde-Cafés, und als sie sich am Spätnachmittag trennten — Duval mußte abends in eine Gesellschaft —, hatte er gesagt: „Geben Sie morgen wieder in demselben Lokal!“

Nein, das konnte sie nicht, sie war an der Uni-versität und durfte nicht so viel Zeit verlieren —, und sie hatte dazu kein Geld, aber das sagte sie nicht.

„Dann sehen wir uns vielleicht nächsten Sonntag.“ — Duval hatte seine Hand nicht gegeben, er hatte seinen Blick auf sie geworfen, und er war in der luft-wandelnden Menge der sonntäglichen Boulevarder verschwunden.

„Dann sehen wir uns vielleicht nächsten Sonntag.“ — Klang es immer wieder in ihren Ohren.

Warum hatte sie diese Woche keine Ange, warum flatterten ihre Gedanken immer wieder von der Erde ab. War es der milde Pariser Frühling, war es die Sonne, die lustig-jitternde Fliegen auf ihren Tisch war?

Jeanne war damals zwanzig Jahre. Die Männer, die sie kannte, ihre Lehrer und Studiengenossen, waren ihr nie als andersgeschlechtliche Menschen vorgekommen. Sie waren freundlich und aufmerksam zu ihr und sie zu ihnen, doch weiter nichts. Und Jeanne hätte keine Idee, was sie ein- gang, ganz einfach.

„Ihre Kollegen in der großen Festhalle der Bibliothek blühten ganz erlaucht auf, als sie plötzlich ihr Buch zulappte und, den Kopf in die Hände gesenkt, verurteilte in das Strahlenbündel der Sonne starrte.“

Und endlich kam der Sonntag. Es war ein herrliches Wetter. Jeanne öffnete ihr kleines Fenster und sah hinauf auf das unendliche Häusermeer. Ein hellblauer Rauch lag über der weiten Stadt. Paris war in Sonne gebadet.

Es war Ostermontag.

Sie fuhr mit der Metro zum Place de l'Opéra und ging die belebten Boulevards entlang. Es war Frühling in Paris und seit vielen Jahren der erste, der nicht von der dämpfenden Atmosphäre des langen Krieges getrübt war. Die Straßen trugen ihre hellen Kleider und Mäntel und hatten ihre neuen Hüte aufgesetzt, und selbst die kleine Meli-nette hatte sich mit billigem Tand geschmückt zu diesem Sonntag.

Erst jetzt dachte Jeanne daran, daß sie immer noch ihr altes schwarzes Köflein anhatte und den bunsten Schloß, und sie kam sich zwischen all den hellgekleideten Menschen traurig und häßlich vor.

Aber in ihrem jungen, bangen Herzen jubelte es: Dann sehen wir uns vielleicht nächsten Sonntag.

Das kleine Lokal war diesmal nicht sehr besetzt, und Duval war noch nicht da. Sie setzte sich an denselben Tisch, wo sie den vorigen Sonntag gesessen hatten, und wartete. Es wurde eine halbe Stunde, es wurde eine Stunde, sie hatte so langsam gesessen, wie sie eben konnte, und jetzt brach die Kellnerin gerade den Tisch.

Und plötzlich fand er vor ihr. Mit lächelnden, fröhlichen Augen: „Das ist aber nett, daß Sie gekommen sind“, und dann, fast wie entschuldigend: „Ich bin etwas später heute.“

Da sagte Jeanne nichts mehr, sondern sagte seinem Arm und drückte ihren heißen Kopf an seine Schulter.

Der Motor jurete wieder, die Sichter wurden angeblitzt, und weiter ging es durch tiefe Wälder, einem unbekannten Ziel entgegen.

Erst nach acht Tagen — Jeanne dachte doch Ökonomie — lebten sie nach Paris zurück. . .

Cheri, moin cheri, dachte Jeanne — ob ich dich nochmal wiedersehe? Dann schlief sie ein und träumte von einem Mann, der Möglichkeit hatte mit Duval, der sich aber, sobald sie näherkam und ihn berührte, in einen Stein verwandelte. Und später — kann er selbst vor ihr, es trennten sie nur eine schmale Straße, aber sie konnte sich nicht rühren, um zu ihm hinüber zu gehen. Endlich ging er weiter, und sie lief über den Straßendam, aber bevor sie noch das gegenüberliegende Trottoir erreicht hatte, fiel sie vornüber hin. Die Autos und Wagen fuhr an sie herum, aber niemand hob sie auf, und sie konnte allein nicht aufstehen.

Es war ein schrecklicher Traum.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Der Sinn des Lebens ist, dem Tod seinen Lins-sinn zu nehmen.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Die Seele der Waise ist wie eine Grammophon-platte; sie vermag nur das wiederzugeben, was man hinein gespielt hat.

Ein echter Künstler muß wie ein Belfast sein, der seine Kinder mit seinem eigenen Schweiß nährt.

Der Mann, der den Blühenstiel statt in der Erde im Felsen endet läßt.

Mancher Bannant ist so eingebildet, daß er sich am liebsten selbst bei einer Volksschuldung doppelt rechnen würde.

Mancher Jurist ist wie ein Schornsteinfeger, der glaubt, daß die Welt nur der Kamin halber geschaffen sei.

Das die Menschen Liebe nennen, ist oft nur die erste Bestäubung.

Die moralische Enttäuschung ist oft die Kühlung der Immoralitäten.

Lugend ist das, was die Frauen sich gegenseitig abpredigen.

Der Herr ist ein Wanderer, bei dem Plan und Wort sich vor lauter Grundbesitz nicht tun dürfen.

Es ist der Fechter mancher Regierung, daß sie ihre Fäden nicht von der Seele des Volkes mit Seidenspäulen zu boden verfußt.

Das Herz eines geistlich geschützten Mädchens ist oft besser als die Zunge einer anständigen Frau.

Man soll einem Menschen nicht den Himmel nehmen, wenn man ihn bringen können will.

Die Aphorismen sind das Kunstgeheimnis der Poetik.

Künstler nennt sich jeder, der doch nur mit Ungehörigkeiten sprachen studiert ist.

Geno Ohlischlaeger

Aphorismen

Wichtige Änderungen in der Berliner Sendestelle — Ein neuer Konzertmeister und ein verwalter Dirigentenposten — Fehlende künstlerische Leitung — Fehlende Kontrolle

So dann und wann bringt sich einem die Frage auf: „Was geht im Berliner Sender vor sich?“ Gestalten kommen und verschwinden unregelmäßig, wichtige Posten bleiben unbefüllt, dafür wird das Arbeitsgebiet einzelner — nach außen hin: international — unerbittlich verengt.

Zum Besten des Ganzen? Wohl zweifellos!

Sich aufrechnen kann man bei der Berufung des Geigers Maurits van den Berg als ersten Konzertmeister für das Rundfunkorchester sein. Wir kennen und schätzen den Künstler, der bis vor Jahresfrist am ersten Platz des philharmonischen Orchesters saß, ob seiner geistreichen Fähigkeiten, seiner Zuverlässigkeit und seiner Zährenhaftigkeit. Mit ihm tritt ein erlauchter Orchesterleiter und vornehmer Geist in das Ensemble ein, der unter Dirigenten wie Nikisch, Furtwängler und wie sie alle heißen mögen, gepfeilt hat, der Konzertprezios in hohem Maße besitzt und den amtierenden Dirigenten eine wertvolle Hilfe sein kann.

Dann ist nichts gegen die beiden anderen Konzertmeister gesagt, die bisher mit dem gewandten von den Berg im besten Einverständnis zusammen arbeiten werden. Immerhin scheinen hinter den Kulissen sich geheimnisvolle Dinge abzuspielen, die nicht dazu angetan sind, die Gimmlichkeit des Orchesters zu härten, aus der allein die künstlerische Arbeit sich entwickeln kann. Es hat den Anschein, als suchte man nach einem äußeren Anstoß, sich eines der beiden früheren Konzertmeister zu entledigen.

Zwei gibt es Arbeit für das Orchester in der reinsten Umfang, daß wir dort gefolgt auch die Orchester gebrauchen können. Denn es ist ja nicht nur das abendliche Konzert, es sind daneben ja auch die Nachmittagskonzerte zu betreiben, es sind Proben erforderlich und man darf nicht vergessen, daß sich die Fähigkeit, im Besonderen in einem großen Saal zu spielen, ein solches Moment der Gegenwart eines besaffenden Publikums eine erhebliche Verbesserung, eine tiefere Konzertierung erforderlich macht. Das aber kostet Nerven! Und wenn man das Orchester leitungslos und auf künstlerischer Höhe halten will, dann muß auch die Möglichkeit gegeben sein, die gegenseitige Entlastung einzelner zu benutzen.

Um Interesse des Lesers ist zu wünschen, daß sich die Direktion nicht zu vorzeitigem Entschließen verleiten läßt.

Geistigkeit mit der Berufung des neuen Konzertmeisters erfahren wir, daß der zweite Dirigent des Rundfunkorchesters, Dr. Wilhelm Aufhäuser, aussehend, um als erster Kapellmeister an den neuen, großen Rheinländer überzugeben. Wir können dem jungen, bescheidenen Orchesterleiter getrost das neue Werk beifügen, aber wir fragen auch hier: was ist durchaus notwendig, gerade bei einem Künstler, dessen Werk als täglich in Erscheinung tritt, und dessen Leistung sich nicht qualitativ hoch stehenden Leistungen sich an-

Leithar Band



Die Besetzung der Berliner Sendestelle — Ein neuer Konzertmeister und ein verwalter Dirigentenposten — Fehlende künstlerische Leitung — Fehlende Kontrolle